

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 14 (1924)
Heft: 2

Artikel: Das glückhafte Niesen [Fortsetzung]
Autor: Stickelberger, Emanuel
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-633760>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 2 — XIV. Jahrgang

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerel, Bern

Bern, den 12. Januar 1924

~ Zwei Gedichte von Ulrich Wilhelm Züricher. * ~

In weiter Welt.

Kein Leben gibt's in weiter Welt,
Das ganz im Wind verweht;
Durch alles Dasein sonnenfroh,
Ein unablässig Keimen geht.

Kein Wörtlein tönt in weiter Welt,
Das ganz im Wind verhallt;
Von irgendwo, von irgendwem
Dir stets ein freundlich Echo schallt.

Und wenn voll Angst in weiter Welt
Das Herz im Winde wacht,
So weiß es doch, daß tiefes Blau
Sich wölbt ob wilder Wolkenflucht.

Wirke, so lang es Tag ist.

Es ruht das Glück des Lebens
Auf schwankem Grund;
Es kann das Schicksal kommen
Zu jeder Stund
Und lähmen und töten.
Dann sinkt in Nacht das Denken,
Der Mund verstummt,
Und klagend durch die Lüfte
Es leis nur summt
Von dem, was von Nöten.

Drum fülle deine Tage,
Und sprich das Wort,
Das dir im Herzen brennet,
Und fort und fort
Sei Zeuge der Klarheit;
Daß werb' in deinem Werke,
Wenn längst du tot,
Ein Funke Geist und Liebe
In Kampf und Not
Für mutige Wahrheit.

* Aus „Wegspuren“. Siehe Buchbesprechung.

~ Das glückhafte Niesen. ~

Ein Klosteridyll. Von Emanuel Stifelberger.

2

Schon geraume Zeit hatten sich die jüngeren Schwestern zugezwinkert, als führten sie etwas Besonderes im Schilde; nun erhoben sich Cordula und Clarissa und erschienen nach wenigen Minuten wieder mit einem zierlichen Kranz aus allerlei Feldblumen, Salbei und wilder Minze. Sie setzten das würzig riechende Gebinde dem Geburtstagskind mit feierlicher Gebärde auf den blonden Scheitel; Wihorad, die Schelmin, aber erklärte lebhaft: „Nicht ohne Intention haben wir die Farben zu dem Kranze also zusammenadjustiert. Das Grün, das den Unterton oder die Basis bildet, bedeutet en Art die Hoffnung, so Ihr wohl auf die einstmalige Vereinigung mit Eurem Schäfer setzen dürfet. Das Blau“ — sie wies auf die Wegwarten und Glockenblumen — „ist die Treue, die Ihr Eurem Seladon Balthasar Collin halten möget wie er Euch; dies feurige Rot aber“ ...

Sie hatte auf eine Mohoblume deuten wollen, die in der Mitte des Kranzes über Barbaras Stirne wie ein ungeheurer Rubin leuchtete. Doch die Aebtissin hatte die

jede Hand mit der Linken abgefangen und gab ihr mit der Rechten einen Klaps darauf. „Schweig, Närrin,“ sagte sie lachenden Antlitzes. Aber in ihrer Stimme lag ein allen bekannter Unterton, der jegliche Fortsetzung des Spases so wohl ausschloß, als habe sie allen Ernstes gesprochen.

„Ist das auch eine Art, ein Geburtstagskind zu plagen?“ tadelte gutmütig die alte Schwester Petronella.

Mehr als eine der Jungen, ja, auch der Betagteren, dachte insgeheim: „Nicht ungerne ließ' ich mich also plagen, so nur Grund dazu vorhanden wäre!“

Die ungemerkte Petronella aber sagte: „Machet lieber eure Chörnlein herfür, daß unser liebes Gastkind auch etwas Rechtschaffenes heimzubringen habe, wozu ich alles das Larifarizeug von Physiognomei und Idyllerei nicht rechne!“ Und die Gute, die eben nicht zu den Neumodischen zählte, ergriff unter ihrem Sessel einen wahrhaftigen Handkorb und stellte ihn breit auf den Tisch. „Die Hände sind von der Gartenarbeit schwierig,“ meinte sie; „aber zum Binsenflechten unter dem Wasser tun sie's zur Not noch, wenn's für je-

manden ist, den man gern hat.“ Ein warmer Blick aus den treuen Augen der Alten traf das Pfarrstöchlein. Und nun zog jede aus der Kutte ein kleines Angebinde, oft in mühseliger Arbeit mit unzulänglichen Hilfsmitteln gefertigt; keine hatte es sich nehmen lassen, der Freundin, die so viel Sonnenschein in die Klostermauern brachte, einen Liebesdienst vorzubereiten. Da kam eine schön gemalte Porzellantasse zum Vorschein, welche die geistliche Künstlerin in der Zürcher Manufaktur hatte brennen lassen; da gehäkelte und gestickte Handarbeiten, Geflöppeltes und in feinem Benediger Stich Gearbeitetes. Die Allerweltskönigin Schwester Innozentia hatte sogar aus Lindenholz einen Brotkorb geschnitten, darauf ein Kornfeld mit Schnitterinnen abgebildet war, alles von zierlichem Muschelwerk eingefasst. Was aber hatte das lose Wiborädlein? Es wartete ab, bis alle Mitschwester ihre Gaben angebracht hatten, dann bot es ein Spizenbildlein über den Tisch, wie es sie den Heiligen zu Ehren und dem Klosterfädel zum Nutzen fertigte. Männiglich staunte ob des Gedankens: was sollte die Reformierte mit dem Selgelein? Doch Wiborädlein hatte sich einen Extrapaß geleistet. Anstatt des Gottesauges oder der heiligen Jungfrau hatte es oben am Bild zwei sich schnäbelnde Tauben gemalt, in der Mitte aber, wo sonst ein Heiliger mit seinen Attributen zu sehen war, brannten lichterloh zwei Herzen, die insofern von landläufigen Herzen abwichen, als sie — buchstäblich zu verstehen — Hände und Füße hatten. Die unteren dieser bemerkenswerten Gliedmaßen stelzten, so gut sie konnten, auf grasigem Boden einher, die oberen aber waren in biederem Einverständnis ineinander verchlungen. Damit endlich über die Bedeutung des Sinnbildes ja kein Zweifel aufkomme, waren in die Spizen, die in künstlichster Art um die Malereien gewoben — nein: geschnitten — waren, die Namen Barbara Balberin und Balthasar Collin geflochten. Der weltliche Spizenhelgen löste da leises Gekicher, dort lautes Lachen aus, auch einige Blicke des Vorwurfs trafen die mutwillige Missetäterin. Barbara selbst aber steckte das Kunstwerklein, sobald sie seiner habhaft wurde, rasch zu sich.

Auch Mutter Felicitas hatte ein Geschenk für die junge Freundin: ein güldenes Kreuzlein, darin vier kleine farbige Edelsteine festlich funkelten; in der Mitte hing, einer Träne gleich, eine Perle. „Dies bescheidene Kleinod erhielt ich dereinst von einer teuern Verwandten zu einer Zeit, da mir noch, wie dir heute, die Welt offen stand. Die Tränen, die die Perle andeuten kann, sind längst geflossen; so mögen jetzt der Rubin, der Saphir, der Smaragd und der Topas ihre glückhaften Eigenschaften entfalten, dir zum reichen Segen.“ —

Beschämt über so viel Güte wollte Barbara der edeln Frau die Hand küssen; diese aber zog sie liebreich zu sich und gab ihr einen mütterlichen Kuß auf die Stirne.

Da schluchzte die Beschenkte plötzlich auf und rief in heftiger Aufwallung: „Es ist, als wölkete ihr alle mit dem Abschied besonders schwer machen!“

„Den Abschied? Wer redet vom Abschied?“ fragten die Schwestern wirr durcheinander, erschreckt von diesem jähen Ausbruch sowohl als von dem Gedanken, das schöne nachbarliche Verhältnis mit der Freundin könne wirklich ein baldiges Ende nehmen. Selbst das schlimme Wibor-

rädlein, das sehr an Barbara hing, hatte sich noch nie Sorgen darüber gemacht, welche Folgen eine Verwirklichung seiner Anspielungen haben möchte, wenn nämlich der dazu herangezogene Monsieur Collin als ernsthafter Liebhaber auf den Plan treten wollte. Barbara hatte unvorsichtigerweise einmal von dem hübschen Cavalier erzählt, den sie beim Menuettunterricht in Zürich kennengelernt und der sichtlich wohlgefallen hatte. Sollte doch mehr hinter der Sache stecken, sollte Wiborädlein mit ihren Redereien richtig prophezeit haben?

Dieses war denn auch das erste, das seinem Unmut Luft machte. Heftig mit dem kleinen Füßchen auf den Boden stampfend, sanktallerte es: „Wenn der unaussteckliche, hochnäsige und en Art höchst emunante Monsieur Collin sich unterfangen sollte, uns unser Bärbelein wegschnappen zu wollen, so, so ...“

Die Drohung blieb für diesmal in der Luft hängen, denn das Wiborädlein vermochte so aus dem Stegreif gar keine Verwünschung auszustoßen, die eine für den Vermessenen genug fürchtbare Strafe bedeuten konnte; aber ihre festgeballten Fäustchen gaben ihrem sprühenden Grimm bededteren Ausdruck, als die kräftigsten Worte es vermocht hätten.

Die andern mußten über den Eifer der Kleinen lachen; doch war ihnen selbst nicht viel anders zumute. Wie dreifach öde und einsam würde es zu Münsterlingen ausfallen, wenn die fröhliche Freundin für immer ausbleiben sollte, sie, das einzige Bindeglied mit der Welt draußen, der sündigen, aber doch schönen Welt, dem verlorenen Weltparadies ...

Barbara aber sagte: „Mit dem Monsieur Collin, so sich von eurer Animosität gegen ihn sicher so wenig etwas träumen läßt als davon, daß ich seiner überhaupt beiläufig Erwähnung tat, hat mein baldiger Abschied gar nichts gemein. Die Sache ist vielmehr ganz ernsthafter Art. Ihr wißt, daß mein Vater vor einem halben Jahr einen Zufall erlitt. Seither hat ihn sein ehedem so fürtreffliches Gedächtnis schon oft im Stich gelassen, also, daß ich ihn wiederholt am Freitag daran erinnern mußte, die Predigt für den Sonntag einzustudieren. Vorgestern aber ...“

Die Augen der Erzählerin, die ihre Gefühle für gewöhnlich zu verbergen verstand, füllten sich mit Tränen, als sie mit leichtem Stoden fortfuhr: „Vorgestern ist ihm während der Predigt der Faden ganz abhanden gekommen, also daß er vor versammelter Gemeinde eine recht pitoyable Figura machte. Als er den Text verlesen hatte: ‚Wer Ohren hat zu hören, der höre‘, teilte er die Predigt, wie sich's gehört, in drei Teile ein. Da er aber den ersten entwickelt hatte, wußte er nicht mehr, wo aus und ein und wiederholte, um Zeit zu gewinnen, einmal übers andere das Textwort, bis die bösen Buben im Chor ihre Hände wie Schalltrichter an ihre Köpfe hielten, um anzudeuten, an den Ohren liege es nicht und am Gehör ebensowenig. Auch unter den Erwachsenen, ja, unter solchen, denen ich's nicht zugetraut hätte, begannen manche die Mundwinkel zu verziehen, also daß der arme Vater ganz aus dem Konzept kam und plötzlich seine Predigt wieder von vorne begann, wie ein Schüler, so seine Lektion nicht recht repetiert hat. Aber nochmals blieb er am Ende des ersten Teiles stecken und hub aufs

neue an zu verkündigen: „Wer Ohren hat zu hören, der höre!“ Da aber wurde die Gemeinde unruhig, und so der Schulmeister, der ein rationabler Mann ist, die erbärmliche Situation nicht dadurch gerettet hätte, daß er ein Lied angestimmt und ein gutes Dutzend Verse davon hätte abjingen lassen, ich weiß nicht, wie das Vergernis geendet haben würde. Während des Gesanges aber hatte mein Vater sich sammeln können und sprach hernach das Gebet, worauf er der Gemeinde, der er jetzt und an die vierzig und etliche Jahre vorsteht, bleichen Angesichts und mit zitternder Stimme mitteilte, daß er wegen seines Gedächtnisschwundes, wovon sie eine Probe heute empfangen hätte, zu resignieren genötigt sei. Welche Demütigung dies für ihn war, vermöget ihr nicht zu ermessen, die ihr seine wohlpräparierten Predigten nie gehört habet; ging

doch von ihnen eine gemeine Rede, sie gehörten zu den besten, so in der ganzen Landgrafschaft Thurgau gehalten würden!“ Wieder tropfte es heiß von den Wimpern des sonst so selbstbewußten Mädchens.

Betreten und ratlos blickten sich die Nonnen an. Das leuchtete jeder von ihnen ein, daß, wenn der Pfarrer Scherzungen verließ, seine Tochter dort nichts mehr zu suchen hatte, mithin sie ihre Freundin verlieren mußten. Und ein Schatten legte sich plötzlich über die vorhin noch so fröhliche Gesellschaft. Einer jeden der Schwestern kam plötzlich zum Bewußtsein, wie lieb ihr die Scherzinger Nachbarin mit ihrem kindlich frohmütigen Wesen war und welche Leere das Ausbleiben ihrer Besuche im Stift zurücklassen würde. Ihr Empfinden war dem von Arbeitsleuten vergleichbar, denen der Feier- und Ruhetag, der Sonntag, entrissen werden soll. Hilfesuchend blickten sie zu ihrer klugen Aebtissin



Paul Robert: Die Justitia führt den Frieden auf die Erde. Wandgemälde im Bundesgerichtsgebäude in Lausanne.

Umringt von den himmlischen Heerscharen, die eine Symphonie erschallen lassen, führt die Göttin des Rechts die Göttin des Friedens an der Hand auf die Erde hinab. Links und rechts Engelsgestalten, die sich anschicken, die Friedensbäume zu pflanzen. Dem Zuge voran schreiten drei lichte Gestalten, die Hymne der Wiederverböhnung singend. Eine freudig erregte Volksmenge begrüßt die hehre Erscheinung. Sie wird von würdigen Männern geführt. Rechts unten erkennt man den Maler selber und die Porträts seiner Freunde.

hin, doch auch die Züge der erfahrenen Frau, die, den Kopf in die Hand gestützt, sinnend auf den Tisch starrte, zeigten nur Niedergeschlagenheit.

Da ließ sich vom innern Stiftsportal her ein heftiges Riesen vernehmen. Und ein Schnupftuch vor dem Gesicht haltend, schritt eine Schwester durch den Klostersgarten auf die Laube zu; alle paar Schritte entlud sich ihre Nase mit dröhnendem Schall. Den andern mochte das prasselnde Pfnüselgefknatter nichts Ungewohntes sein, denn sie nahmen von der Niesenden keine Notiz, bis sie bei ihnen anlangte, worauf sie ihr zusammenrückend Platz machten. Es war Schwester Ursula, die alljährlich gerade um die schönste Zeit, wenn die Mairislein blühten und Garten und Felder in ihrem herrlichsten Schmucke prangten, von einem bösen Heuschnupfen heimgesucht war; die arme Seele hatte dann nur Ruhe, wenn sie bei verschlossenen Fenstern in ihrer Zelle weilte. (Fortsetzung folgt.)